



Klaus Staymann, Leiter Konzernbilanzierung und -controlling bei Von Roll Inova.

Sieben Porträts

Die Germanen in Helvetien

Den einen fällt es am Morgen noch auf, wenn sie den ersten Blick aus dem Fenster werfen: «Aha, die Schweiz!» Die andern sind schon so lange bei uns, dass sie zuerst nach dem Wetter sehen. Gallus Keel (Texte) und Simone Gloor (Fotos) präsentieren sieben der rund 160 000 deutschen Frauen und Männer, die in der Schweiz wohnen und an unserer Volkswirtschaft mitkurbeln.

Klaus Staymann: Von Oberhausen nach Zürich

«Der Job passt mir nicht und Zürich gefällt mir auch nicht!» Das war sein abschliessendes Urteil, als Klaus Staymann vor gut einem Jahr nach einem Vorstellungsgespräch bei Von Roll Inova nach Düsseldorf zurückflog. Heute schmunzelt er, es ist Schnee von gestern. Die Umwelttechnikfirma, die weltweit Anlagen für die thermische Abfallbehandlung hochzieht, also ganze Kehrriechverbrennungsanlagen, lockte den Manager kurzfristig mit einem lukrativeren und interessanteren Job doch noch erfolgreich in die Limmatstadt, «von der ich das erste Mal halt nur das kurze Stück zwischen hier und dem Bahnhof gesehen hatte – und dazu noch

bei grauem Regenwetter». Sehr viel mehr als acht Haltestellen der Tramlinie 4 sowie die Bahnstrecke zum Flughafen kennt er auch heute noch nicht. Er gibt es lachend zu.

Staymann arbeitet seit zehn Monaten in der Schweiz. Nahezu jedes Wochenende verbringt er jedoch zusammen mit seiner Frau in Oberhausen, jeden Freitagabend jettet er nach Düsseldorf. Seine Fernbeziehung bewertet er mehrheitlich positiv, «denn in einer Ehe entwickelt sich ja gerne ein gewisser Trott, jetzt aber freuen wir uns richtig aufeinander und auf die Wochenenden». Weil dann auch die ganze Bekannten- und Freundespflege anstehe, gehe es «sehr geballt» zu und her. «Danach am Montagmorgen um halb sieben am Oberhausener Bahnhof zu stehen, im Winter, für die Fahrt zum Flughafen – das ist dann alles andere als angenehm.» Um



10.30 Uhr sitzt er in Zürich im Büro. Fünf dichte Arbeitstage stehen bevor, von denen er manche wieder im Ausland verbringt. Allein in den ersten neun Monaten hat er 110 000 Bonus-Meilen zusammengefliegen, «ich bin fast mehr in der Luft als am Boden». Ist er jedoch in Zürich, schätzt er es, dass seine Wohnung nur vierhundert Meter vom Büro entfernt ist. Sie ist ihm der Hort für seine Erholung. Kochen, nein, das tut er nicht, er holt sich etwas beim Griechen. «Und höchstens einmal pro Woche nehme ich auswärts ein Bierchen.» Einen Bekanntenkreis hat er hier noch nicht, nur Berufskollegen. Staymann ist Head of Finance, Accounting und Controlling, ein Selfmademan an strategischer Stelle. Ein Wirtschaftsstudium kommt in seiner Biografie nicht vor, er hat jedoch inzwischen den Riecher, welchen Zahlen er in einem Unternehmen «wie der Teufel» hinterher sein muss. Ein Job also, in dem ihn die meisten am liebsten von hinten sehen, wie er schalkhaft hinzufügt.

Immer wieder flammt das Thema auf, ob seine berufstätige Ehefrau nachziehen solle. Er hält es nicht für ausgeschlossen, «doch zurzeit überwiegen die Nachteile aus meiner Sicht deutlich». Als er noch in Nordrhein-Westfalen arbeitete, hatten sie nur unwesentlich mehr Zeit füreinander, «ich war eigentlich werktags bloss zum Schlafen zu Hause». Der Arbeitsweg im Auto kostete ihn wöchentlich mehr als 7 Stunden und 200 Euro allein an Benzin. Im Schnitt 9 Stunden und 450 Euro braucht er heute für den Hin- und Rückflug – und kann im Flughafen und im Flieger noch Arbeit erledigen. Zu Hause in Oberhausen nochmals zu arbeiten, das verbietet er sich allerdings – bis auf die Ausnahme, die die Regel bestätigt.

Am liebsten ist ihm – und leider kommt es selten vor –, wenn seine Frau für das Wochenende nach Zürich kommt. Da wird dann zaghaft die Restschweiz erobert, sie waren in Zug, in Luzern. Dass Deutsche nicht gerade beliebt seien oder gar gehasst würden, wie ihm andere geschildert haben oder wie er gelesen hat, sind Schweiz-Erfahrungen, die Staymann selber nicht gemacht hat. «Alles ging immer sehr freundlich.» Dass er von der Dame im Einwohneramt keinen Rüffel bekam, obwohl er einen Termin um drei Monate überzogen hatte, machte ihm Eindruck. «Die Stimmung ist hier grundsätzlich anders. In Deutschland sind viele sehr verängstigt – durchaus begründet natürlich bei den vielen Langzeitarbeitslosen.» In seiner Branche hingegen herrscht kräftiger Aufwind, «die Auftragsbücher sind voll. Weil hier in der Schweiz die Spezialisten fehlen, müssten wir sie in Deutschland holen, wo die meiste Konkurrenz sitzt. Aber ich krieg die nicht hier runter.» Für ein unwesentlich höheres Salär die Familie und das ganze soziale Netz zu verlassen und in die «fremdsprachige» Schweiz umzusiedeln, ist ihnen ein zu hoher Preis. Und wie ergeht es Staymann mit der schweizerischen Mund-Art? «Au, da hapert es noch ganz schön.»

Christiane Stadelbauer: Von Stuttgart nach Adliswil

Seit eineinhalb Jahren ist sie jetzt hier. Für die Euroforum Handelszeitung Konferenz AG konzipiert und organisiert Christiane Stadelbauer Veranstaltungen. Als Projektleiterin im Bereich Banken und Finanzmärkte entwickelt sie die Themen und sucht nach geeigneten Referenten. Bei diesem Networking gehen ihr Deutsch, Englisch und Französisch fließend von den Lippen, doch die Eingeborenen-sprache macht der Schwäbin noch einige Mühe. Im Büro in Zürich-Wollishofen mit Blick auf den «Zürichersee» plaudert die 39-Jährige aus dem Nähkästchen, also aus ihrer ureigenen Schweiz.

Christiane Stadelbauer hat in Stuttgart technisch orientierte Betriebswirtschaftslehre studiert. Mehrere Auslandsaufenthalte machten sie polyglott. In Frankfurt am Main arbeitete sie fünf Jahre im Konferenz- und Kongresswesen, bis sie von starkem Reisefieber ergriffen wurde. Sie sauste neun Monate rund um die Welt. Wieder zurück, wären ihr zum Arbeiten sowohl China und Australien als auch die USA recht gewesen. Ein Schweizer Skifahrer erzählte ihr aber von Schengen und den Bilateralen und dass es jetzt für Deutsche leichter sei, in der Schweiz eine Arbeitserlaubnis zu bekommen. Als leidenschaftliche Skifahrerin war es schon immer ihr Traum gewesen, in der Schweiz zu leben. Leichter geworden ist es mit der Bewilligung tatsächlich, «aber man fliegt dennoch erst einmal auf den Bauch. Vor allem weil man gar nicht vermutet, dass die Schweiz ein ganz anderes System hat. Ich



Christiane Stadelbauer, Projektleiterin Konferenzorganisation bei Euroforum in Zürich.

musste hier plötzlich mit einer neuen Fremdsprache herumhantieren. Man braucht schon ein Wörterbuch, ja, man muss Vokabeln büffeln, so wie man einst Englisch lernte. Meist aber frage ich die Leute einfach, was es heisst.» Nach eineinhalb Jahren versteht sie nun nur noch selten Bahnhof, sie hat aber weiterhin vor, einen Kurs in Schweizerdeutsch zu belegen.

Sie lacht schelmisch und möchte, was sie sagt, unbedingt als «sehr, sehr subjektiv» verstanden wissen. «Ich habe den Eindruck, dass die Zürcher oft in alten Freundschafts- und Bekanntschaftsstrukturen stecken. Wer zusammen studiert hat vor zehn Jahren, ist immer noch dick befreundet, einige haben ihre Sandkastenliebe geheiratet. Es ist schwer, als Fremder in diese gewachsenen Strukturen hineinzufinden.» Sehr höflich, freundlich und nett seien die Schweizer, «sie behandeln dich mit wesentlich mehr Respekt als die Deutschen, aber privat kommt man schwer an sie heran». Stadelbauer ist denn in der Freizeit oft bei den «expatriates» zu finden, die eine kleine Subkultur bilden und Rat wissen, wenn sie mit ihrem «paperwork» Probleme hat. Allein schon das Gesundheitswesen. «Die sagen dir: Wähle eine Krankenkasse! Und haben hundert im Angebot. Da braucht man Hilfe.»

Die Schweiz sei halt klein. Bis zur Genüge hat sie das schon gehört. «Ist das ein Komplex dem so genannten grossen Kanton gegenüber? Das haben die Schweizer doch gar nicht nötig. Wenn sie einmal die ganzen Berge aufklappen würden, da bin ich mir nicht so sicher, welches Land dann die grössere Oberfläche hätte.» Natürlich ist Stadelbauer auch schon angefeindet worden als Deutsche, aber sie sieht das eher global und tolerant. Sich anpassen oder sich

für seine Eigenart wehren muss man sowohl in Hongkong als auch in Timbuktu. «In Frankfurt hat man mir auch schon gesagt, was ich als Schwäbin denn in Hessen wolle.» Fremdenhass ist das noch lange nicht.

Wer dort aufgewachsen ist, wo der Mercedes-Stern mächtiger leuchtet als der Stern von Bethlehem, erlebt es natürlich nahezu als Autoquälerei, wie die schweizerische Obrigkeit in regelrechten Jagdszenen das Automobil von allen Seiten umstellt und ihm überall die freie Fahrt raubt. Oder anders betrachtet: Christiane Stadelbauer stellt fest, dass man – also sie – hier sofort spüre, dass die Schweizer nicht von der Autoindustrie leben. «Vom Auto aus betrachtet, erlebte ich mich anfänglich in einem Überwachungsstaat. Mittlerweile weiss ich, dass die Bussen eine Geldquelle für den Staat sind. So relativieren sich die tieferen Steuern.» Sie lacht die herbe Kritik gleich wieder weg und gesteht, wie viel sie der Polizei abgeliefert hat: «In den ersten vier Monaten waren es bestimmt tausend Franken. Darunter waren aber mindestens drei rote Ampeln, die in meinen Augen schon bei Gelb blitzten.»

Es klingt nicht vorwurfsvoll, wenn die Schwäbin den hiesigen Strassenverkehr unter die Lupe nimmt. Eher ist es so, und bewirken mag das ihre vorurteilsfreie Herzlichkeit, als ob sie einfach wertvolle Erfahrungen einer Reise weitergeben möchte. Sie beobachtet nur, fast schweizerisch neutral. Und gibt Tipps. «In der Stadt sind überall diese Kästen und die blitzen schon bei 54 km/h. Die Kameras bei den Ampeln sind auch mitten in der Nacht scharf, wenn kein Mensch auf der Strasse ist und man – in Deutschland – etwas schneller fährt.» Ohne Tempomat möchte sie hier jedenfalls nicht mehr fahren müssen. Ziemlich irritiert haben sie die Parkuhren, die man am Abend füttern kann und am Morgen laufen sie weiter. Oder die Buntheit der Parkfelder: weiss, gelb, blau. «Das muss einem erst mal erklärt werden.» Schon beim stehenden Auto – beim fahrenden sowieso – machen Germanien und Helvetien nicht gemeinsame Sache. Die einen parken, die andern parkieren.

Was zügeln heisst, weiss Christiane Stadelbauer inzwischen, und auch, dass das Wohnen hier «extrem teuer» ist: «Das ist für alle Deutschen am Anfang ein richtiger Schlag.» Dafür fällt ihr positiv auf, dass die Duschen hier grösser sind. Und weil ihr dort, wie sie verrät, die besten Ideen kommen, könnte nun eine richtige Ideenflut bevorstehen. Im häuslichen Schauer hat sie vielleicht auch zum ersten Mal formuliert, wo sich ihren Beobachtungen zufolge die beiden Kulturen am ehesten beissen. «Bezüglich dessen, was sie sagen, wünschen oder fordern, sind die Deutschen oft sehr straight, hier aber ist man weit mehr auf Konsens aus. Man bringt die Dinge nicht so zack! auf den Tisch, man versucht, diplomatischer zu sein. Damit haben viele Deutsche ihre Mühe. Umgekehrt nehmen es die Schweizer sehr persönlich, wenn man ungeschminkt einen Sachverhalt kritisiert.»



Inge Henschel, Verkäuferin im Globus Luzern.

Inge Henschel: Von Dresden nach Küsnacht am Rigi

Ihr Herz quillt über und ihr Charme wirft Funken. Sie kann es selber kaum fassen: «Es ist seit letztem März so viel Schönes geschehen. Unglaublich. Ich gebe zu, für mich ist es immer noch wie im Märchen. Wenn ich jetzt ausholen würde, es wäre eine filmreife Traumgeschichte wie von Rosamunde Pilcher.» Es begann mit einem Geschenk zu ihrem 40. Geburtstag: eine Reise in die Karibik. «Von wem, das sag ich nicht.» Eine Verwandte begleitete sie. Den Kopf leeren, zum ersten Mal so richtig fort aus Dresden, wo Inge Henschel ihr eigenes kleines Reich hatte, einen Hund- und Katzenpflegesalon mit angegliedertem Zoofachgeschäft. 500 Quadratmeter, drei Beschäftigte, ein Lehrling. «In den letzten dreizehn Jahren – das muss man sich erst einmal auf der Zunge zergehen lassen – hatte ich zwei Wochen Urlaub.»

Die Insel Barbados allein schon wühlte sie auf, die Wärme, die üppige Exotik. Das Wunder aber geschah bei der Überfahrt zurück nach Italien. Die Unterhaltung auf dem Schiff war eher für reifere Gemüter, recht volkstümlich, das störte sie aber nicht, «es war eine wunderbare Atmosphäre», und vor allem war da ein Schweizer an Bord und in der Band, «ein wunderbarer Saxofonist, Klarinettenist und Unterhalter», der ihr plötzlich etwas Nettes sagte. «Über meine Schuhe.» Auch die Liebe muss manchmal ganz unten anfangen. So ein Mann: Pius.

Daheim in Dresden war die Welt nun nicht mehr ganz in Ordnung. Inge Henschel war aus dem Häuschen, «und ich bin

dann in die Schweiz geflogen, habe Pius besucht. Und wieder besucht. Wie aber geht das mit deinem Geschäft, Inge?», fragte sie sich besorgt. «Du kannst nicht ständig zwei Wochen weg.» Im Spätsommer entschied sie sich für «Nägel mit Köpfen, ich machte den Schnitt». Pius hatte mitgeschnitten: «Mann Inge, es gibt noch anderes als arbeiten.» Sie löste ihr Geschäft auf und tauschte die Sachsenhauptstadt gegen das schwyzerische Küsnacht am Rigi ein. «Meine Stammkunden wollten es nicht glauben, dass ich aufhöre und abhaue, aber meine Familie war begeistert. Dabei bin ich doch ein unheimliches Muttikind.»

Heute finden wir Inge Henschel in Luzern im Globus in der Papeterie. Zum allerersten Mal in ihrem Leben hatte sie eine Bewerbung geschrieben, einen Lebenslauf. «Beim Bewerbungsgespräch war ich so etwas von nervös. Jetzt konnte ich meinen Lehrlingen nachfühlen, wie das ist.» Als dann der erlösende Anruf kam, an einem Freitag, da rief sie der Personalchefin überschwänglich in den Hörer: «Ich könnte Sie küssen, das wird das schönste Wochenende für mich.» Erst bekam sie die Zusage für den Weihnachtsverkauf, dann kam der Ausverkauf dazu und seit Februar ist sie nun fest angestellt. Ja, sie sei für den Verkauf geboren, sagt sie über sich. Man könne sie überall hinstellen, sie würde alles verkaufen, weniger gern vielleicht Lebensmittel. Man traue ihr sogar zu, dass sie rosarote Brillen unters Volk bringen könnte. «Inge, du bist die halbe Ladenmiete.» Komplimente für ihre offene und herzliche Art hat sie schon in Dresden bekommen und hört sie nun auch von den Luzernerinnen und Luzernern. «Ich sage immer, man kann die Theorie zehnmal lernen, doch entweder

man hat es oder hat es nicht, es muss wirklich in einem drin stecken. Und man muss es lieben, das Verkaufen.» Sie mag das Theater, sie mag Publikum, sie hat lieber eine ganze Schlange Kunden vor sich als nur einen. Sie möchte nicht einfach «abkassieren», sondern in den rund 40 Sekunden, die man in einem Warenhaus pro Kunde rechnet, etwas erreichen mit ihm. Sie will ihn gewinnen, indem sie ihn in ein kleines, ganz persönliches Gespräch einbindet. «Thema kann das Wetter sein, was jemand trägt, die Gesundheit, die Frisur, ein Spass, eigentlich alles.»

Dass sie nicht mehr ihre eigene Herrin ist, kümmert Henschel wenig, «ich möchte nicht mehr tauschen». Alles in ihrem neuen Leben stimme, vom neuen Freundeskreis bis zum Lohn. Das junge und moderne Ambiente im Globus ist ganz nach ihrem Geschmack. Am Abend ist sie oft noch in Schuss und könnte locker zwei Stunden weitermachen, sagt sie in überschäumender Begeisterung. Ist sie auch in der Freizeit nicht zu bremsen, spöttelt Pius schon mal, er rufe bei Globus an: «Sie sollen dich abholen.» Kundinnen und Kunden bittet sie, so zu reden wie immer, «ich will es zumindest verstehen lernen – reden, na ja, das ist eine andere Geschichte». Auch ihren Kolleginnen gegenüber gibt sie voll Dampf in Sachen sprachlicher Integration. «Ihr müsst keine Rücksicht auf mich nehmen», ermuntert sie sie. Gerade erinnert sie sich an ein schönes Missverständnis. Da erkundigte sich eine Frau, wo sie Kissen finde, mit Federchen drin, Federli eben, wie es schön eidgenössisch heisst für Daunen. Wie der Esel vor dem Berg stand die Sächsin vor dem Schweizerdeutsch. Sie hatte Väterli verstanden.

Martin Knab: Von Freiburg im Breisgau nach Gersau

Bei aller Freude blieb ihm auch ein mulmiges Gefühl. Aus dem Breisgau hinein in die Enge des Wallis! Da kann einen alles Mögliche erwarten, sicher einmal ein Berg Berge. «Zu diesen hatte ich damals keinen Bezug», erinnert sich Martin Knab belustigt, «das war schon ein Abenteuer». Unlängst hat der 48-Jährige aber wieder sein alljährliches Jubiläum feiern dürfen. Das elfte Jahr Schweiz. Und mit den Bergen pflegt der heutige Psychiater längst ein unverknorztes Verhältnis, auch wenn er zu ihnen etwas auf Distanz gegangen ist: Im schwyzerischen Gersau, wo er heute mit seiner Frau Kirsten – trotz ihres dänischen Namens eine waschechte Innerschweizerin – wohnt, da stösst der Blick dank der Weite des Vierwaldstättersees nicht gleich überall auf Fels.

Der Baden-Badener arbeitet heute an der Psychiatrischen Klinik in Oberwil bei Zug, er leitet eine der drei Akutabteilungen. In Vorzeiten hat sich Knab zum Polizisten ausbilden lassen, er hat den Beruf aber nie ausgeübt und in Freiburg im Breisgau bald mit dem Medizinstudium begonnen. In den Endzügen der Doktorarbeit und aus einer schlecht bezahlten Praktikumsstelle heraus schaute er sich nach Möglichkeiten um. Eine Bekannte war im Briger Psychiatriezentrum Assistenzärztin und die berichtete ihm von einem freien Platz. Das traf sich gut. «Das Wallis ist dank Gottlieb Guntern so etwas wie die Schweizer Wiege der systemischen Familientherapie.» Und diese Richtung wollte er sowieso einschlagen.

«Alles war neu, ich musste erst gucken, dass ich die Leut versteh. Ich hatte auch ein Jahr in Zürich studiert und so bildete ich mir ein, jo, jo, die verstehst du auch. Es war dann aber echt schwierig, es ist schon ein besonderer Dialekt.» Die Berge waren ihm im ersten halben Jahr vor allem Kulisse, bis er sie schliesslich grossräumig zu erobern begann, mutig auch auf den Brettern. Vom Wallis wollte er eigentlich gar nicht weg, aber für die Zulassung als deutscher Facharzt fehlte ihm noch die Neurologie. Das appenzellische Walzenhausen, ein erstes Mal Oberwil, das luzernische St. Urban –



Martin Knab, Psychiater in der Klinik Oberwil.



Florian Michaelis, Bühnenbildner am Luzerner Theater.

das waren die nächsten Stationen. In Oberwil geschah es. Die attraktive Praktikantin auf dem Weg zur hauswirtschaftlichen Betriebsleiterin war einfach nicht zu übersehen. Für Knab im Besonderen. Es funkte nachhaltig. Nach der luzernischen Phase kehrte er 2003 als Oberarzt nach Oberwil zurück. Da steht er nun auf der Terrasse, rechts unten der Zugersee, und fragt: «Sehen Sie dort? – Eiger, Mönch und Jungfrau!» Tatsächlich. Weit weg zwar, aber es sind die Originale. «Berge und See, das ist das Non-plusultra.»

«Dort arbeiten, wo andere Ferien machen», so beneidet ihn seine deutsche Bekant- und Verwandtschaft. Die Schweiz sei für ihn, so sagt er mit einiger Bestimmtheit, nicht mehr nur eine Phase, sondern ein Dauerzustand. Die Hiesigen, wie sind sie denn? «Ein bisschen reservierter sind sie vielleicht schon, die Schweizer» als die Badischen, wenn man es denn unbedingt wissen möchte. «Reservierter in der Gemeinde draussen, am Arbeitsplatz sind sie weit zugänglicher. Wenn man sie mal gewonnen hat auf der Beziehungsebene, dann sind sie sehr verlässlich. Sie sind da, wenn man sie braucht – etwas, das ich schon schätze. Wenn die Konventionen erst einmal gegenseitig gesichert sind, ist ein gutes Auskommen mit ihnen.» Es sei für ihn echt schwer, etwas zu finden und zu sagen: «Aber das ist nicht gut hier. Vielleicht eine Tendenz zur Konfliktvermeidung, bei der man es mit der direkten deutschen Art schon auch einmal schwer haben kann. Die berufliche und die Lebensqualität sind jedenfalls klar besser als in Deutschland.»

Auf seiner Abteilung kann Knab die klassische Psychotherapie häufig zunächst nicht anwenden, «denn die Krankheit der Klienten ist meist noch so akut, dass vorerst nur Medikamente helfen». Bis acht Stunden pro Woche kann er jedoch Privatpatienten ambulante Therapien anbieten, «da kann ich dann meine Zusatzausbildung eher praktizieren». Die Zulassung für den Kanton Zug hat er schon, die eigene Praxis ist eine Option, aber kein konkretes Ziel. «Es ist hier umtriebiger als in einer Praxis, aber auch abwechslungsreicher.» Mit seinem helvetisch gewürzten badischen Dialekt kommt Knab meist locker durch und unsere Mundart verlangt ihm keine grosse Übersetzungsleistung mehr ab. Wenn Leute meinen, sie müssten auf Hochdeutsch umschalten, weist er gerne darauf hin, dass Mundart doch viel schöner klinge. «Und gerade in meinem Beruf, wo die Inhalte oft hoch emotional sind, sollten unnötige Sprachbarrieren wegfallen.»

Besondere Kennzeichen? Knab holt zu einem herzhaften Lachen aus: «Sie haben ja keine Ahnung, ich bin so was von Durchschnitt!» Auch ein Seelenkundler hat das Recht, seine stärksten Fähigkeiten unter Verschluss zu halten. Was an Knab sicher sehr auffällig ist: Er ist Besitzer eines Grammophons, er hat tatsächlich noch einen Plattenspieler. Und obwohl die berufliche Belastung permanent zunimmt – oder gerade deshalb? –, senkt er dann und wann sachte und feierlich die Nadel in die Rillen ab und dreht auf. Er, der selber einmal Geige gespielt hat, lang ist es her, findet Beethoven noch immer unübertroffen, vor allem seine Klaviersonaten. «Gegen diese iPod-Geschichten habe ich mich lange gewehrt, da bin ich eher konservativ.» Nun aber will er seine breite CD-Sammlung nach und nach auf den PC überspielen. Wie das mit den Schallplatten gehen soll, ist ihm noch eine Knacknuss.

Florian Michaelis: Von Kassel nach Luzern

Im Sold des Luzerner Theaters stehen rund 180 Festangestellte – Gäste, Orchester und Statisterie nicht mitgezählt. 43 von ihnen haben einen deutschen Pass. Auch Florian Michaelis. Der 35-Jährige aus der documenta-Stadt Kassel ist als Assistent des Bühnenbildners erst im Herbst zur Innerschweizer Truppe gestossen. Ihn selber verwundert die starke deutsche Vertretung nicht. «Es sind umgekehrt auch viele Schweizer und Österreicher an deutschen Bühnen zu finden.» Eine Rolle spielen könne auch, dass die Schweiz nicht für alle theaternahen Berufe eigene Ausbildungen habe.

Theatermenschen sind ein Stück weit Fahrende. Man bleibe nicht bis zur Rente auf einem Posten, erklärt Michaelis, sondern wechsle oft an andere Häuser. Auch sei es nicht üblich, dass die Stellen ausgeschrieben würden. Er hat einfach einen Versuchsballon gestartet und dieser landete offensichtlich am richtigen Ort. Seine Arbeit als Bühnenplastiker am Kasseler Staatstheater überzeugte die Luzerner. So ging es im Spätsommer Hals über Kopf von Hessen an den Vierwaldstättersee, schnell musste eine Wohnung her und wurde Mutters Kastenwagen für den Umzug vollgestopft.

«Sicher, ein kleines Abenteuer ist es schon geworden.» Oberflächlich seien die beiden Länder ähnlich, auch ihre Wurzeln, «aber je tiefer man hier geht, desto mehr wird der Unterschied deutlich und das typisch Schweizerische kommt zum Vorschein». Typisch heisst mitunter auch gewöhnungsbedürftig. Wie hier mit dem öffentlichen Raum umgegangen werde, wie reglementiert dieser sei, darüber staune er, zumal der ausgebildete Steinhauer auch Architektur und Stadtplanung studiert hat. «Nahezu für jeden Parkplatz werden Gebühren erhoben. Oder diese akkurat



geschnürten DIN-Stapel vor den Häusern.» Er meint unsere schon fast Kultobjekt gewordenen Zitigsbündeli für die Altpapiersammlung. «Als ich für die Wohnungsabgabe ein Wochenende nach Kassel reiste, fand ich bei der Rückkehr an meinem Rad, das ich beim Bahnhof korrekt abgestellt hatte, einen Zettel vor. Wenn es in 48 Stunden noch hier sei, werde es abgeschleppt zur Polizei oder so ähnlich. Die Leute hier sehen das ganz locker, finden es vielleicht auch gut, aber für mich ist es schon sehr interessant, echt exotisch.»

Michaelis fühlt sich gut aufgenommen. Er habe hier viel Freundlichkeit erfahren und gerade noch ein paar heitere Spätsommerfeste erlebt, bevor es in die dunkle Jahreszeit ging. Mit dem Schnee hat er wenig vor, er freut sich eher auf den sommerlichen See. Luzern findet er «bildschön» und den Hausberg, den Pilatus, hat er gleich am Anfang erobert, zu Fuss. Nachdem er mit Kassel den Schnitt nun vollzogen hat, «will ich Luzern und die Agglo ganz bewusst und intensiv auschecken, auch das relativ umfangreiche Angebot nutzen, die Leute kennenlernen». Dank dem Orientierungssinn des Stadtplaners braucht er den Stadtplan nicht mehr oft. Begeistert aufzucken würde Michaelis, wenn er plötzlich irgendwo lesen würde: Atelier zu vermieten! Er möchte für die innere Balance wieder seinen eigenen Raum haben. «Ich bin ja vom Beruf des Bildhauers her gewohnt, durch die Auseinandersetzung mit dem Material in eine Sache hineinzugehen.»

Am Zeichentisch und in den Theaterwerkstätten tätig war Michaelis in letzter Zeit vor allem für das Stück «Die Schnecke», das seit dem 27. Januar im Programm ist. Es ist ein modernes Sing- und Tanzspiel, das von zwei Brüdern handelt, der eine «gut», aber erfolglos, der andere «böse», aber erfolgreich. Es kommt zu vielen Toten... Was er hier verdient, meint Michaelis, wäre für Deutschland ordentlich, hier sei es eher ein Anfängergehalt. Nicht über-

sehen dürfe man, dass er in Luzern für die Miete das Zwei- bis Dreifache von dem zahle, was man in Deutschland rechne – «und die Parkgebühren hier!».

«Wenn ich von Anfang an bei einem Gespräch dabei bin», sagt der Künstler über seinen Umgang mit dem hiesigen Idiom, «dann verliere ich den roten Faden nicht so schnell. Und doch muss ich dann und wann rückfragen. Manche Leute versuchen, es mir in Mundart nochmals zu erklären, mir vielleicht ein Wort beizubringen». Viele wechseln auch zuvorkommend zur Schriftsprache. «Ich hol mir öppis z esse.» Diese Aussage, die er schon in den ersten Schweizer Tagen aufgeschnappt hatte, zerlegte Michaelis in hochlogischem Gedankengang so präzise, bis seine Erkenntnis unumstösslich schien: «Öppis muss Brot sein.» Kam doch jener Mensch mit einem Laib zurück.

Mandy Klotz: Von Berlin-Schönefeld nach Würenlos

«I remember all my life... Oh Mandy.» Der Ohrwurm des Amerikaners Barry Manilow kroch 1974 auch unter dem Eisernen Vorhang hindurch. «Meine hochschwängere Mutter hatte für mich noch keinen Namen, und so erinnerte sie sich in letzter Sekunde an den alten Hit und taufte mich so.» Mandy Klotz, die 24-jährige Brandenburgerin, kam vor fünfeinhalb Jahren in die Schweiz. Bei Mövenpick in Berlin-Schönefeld hatte sie die Kochlehre gemacht. Für eine innerbetriebliche 18-monatige Weiterbildung in den Bereichen Küche, Service und Administration kam sie dann nach Zürich. Wo sie blieb. In der Filiale am Paradeplatz begann sie die neue Welt zu beschnuppern und lernte, unter vielem anderen, welche Gelüste der helvetische Gast verspürt, wenn er Diminutive wie Gipfeli oder Guggeli in den Mund nimmt.

Heute leitet sie im «Outback» beim Bahnhof Zürich-Stadelhofen die Service-Crew und ist stellvertretende Betriebsleiterin. Das Lokal gibt sich als australische Lodge. Höchstens mal nach 22 Uhr, wenn die Küche geschlossen hat, steht sie für eine Kleinigkeit kurz am Herd. Bei Familienfesten aber lässt sie sich gerne als Köchin einspannen. Am liebsten mag sie es asiatisch, sie hantiert gerne mit dem Wok. Auch Sushis sind ihr Ding. Ihr Traum ist es, einmal ihr eigenes Lokal zu haben, als Geschäftsführerin, lieber noch auf eigene Rechnung. Dafür braucht sie Fronterfahrung. Ihr Schweizer Freund, mit dem sie in Würenlos wohnt, hat spanische Wurzeln, und wer weiss schon. «Aber er hängt halt an der Schweiz.» Sie jedenfalls möchte kaum mehr zurück nach Berlin, «eher weiter Richtung Süden».

Sie verdient mehr hier, ja, vielleicht die Hälfte mehr, aber so genau weiss sie auch nicht, was sie heute in Deutschland verdienen würde. Die Schweizer Preise hat sie schon so intus, dass sie in Berlin, wo sie dreimal jährlich hinfährt, immer wieder überrascht ist: «Huch, ist das billig!» Zweimal pro Jahr kommen ihre Eltern auf Besuch, «dieser Kontakt ist mir sehr wichtig». Ihre Fühler streckt sie immer weiter aus. Sie kennt Thun, Basel, Genf, «ich bin immer öfter unterwegs. Auch zum Snowboarden in Davos.» Von dort oben



Mandy Klotz, stellvertretende Betriebsleiterin im «Outback», Zürich.

ist es dann wie ein Blick in ein anderes Leben, wenn sie sich als Göre und in der Kluft der DDR-Pioniere im Schulhof stehen sieht und die Rede des Rektors über sich ergehen lässt. Wie schnell sich die Welt doch ändert. «Schoggi gab es damals nicht, auch nicht diese Überraschungseier für Kinder – Markensachen, das kannten wir alles nicht.»

Echte und tiefe Leidenschaft versteckt sich, irgendwann aber ist sie nicht mehr zu bremsen, und im Frühling wird sie völlig ausbrechen: das Motorradfahren. Noch fährt Mandy Klotz eine relativ zahme italienische Cagiva, sobald der Schnee weg ist, will sie sich aber auf eine brandneue 750er-Kawasaki schwingen. Die Vorfreude juckt sie in den Fingern. Zwei, drei Pässe pro Monat sollten dann drin liegen. Aber Rückhalt wird sie vorerst nicht bekommen, denn der Soziussitz wird leer bleiben. «Mein Freund hat noch etwas Respekt und muss sich langsam herantasten.»

Auch Mandy musste sich erst herantasten. An die Schweizer und Schweizerinnen. Etwas verschlossen seien sie, aber sie komme damit inzwischen gut zurecht. Ist der Vorgang des Herantastens einmal abgeschlossen, «dann sind es total liebe Menschen». Zürich, die Überschaubare, findet sie inzwischen sympathischer als Berlin, die Riesengrosse. Die Berliner erlebt sie, seit sie vergleichen kann, als kühler, die Leute in Zürich zudem als hilfsbereiter. «Das sieht man in Deutschland nicht so doll, dass man einer alten Frau oder jemandem mit dem Kinderwagen hilft.» In den ersten vier, fünf Monaten in Zürich, als sie nur ein Zimmer hatte, fühlte sich die damals 19-Jährige «manchmal schon etwas einsam». Havanna, ihr Zwerghase, sorgte für ein bisschen Zweisamkeit und ist noch heute ein treuer Freund. Der Salat in ihrer Tasche ist in erster Linie für ihn.

Mit ihrem Freund redet Mandy in Hochdeutsch, er mit ihr in Mundart. Das will sie so. Im Service habe sie natürlich den Vorteil, in Schweizerdeutsch recht geübt zu sein, wenigstens beim Hören; sie findet es auch total okay, wenn man mit ihr Dialekt redet, eigentlich habe ja sie sich anzupassen. Aber den hiesigen Dialekt selber zu reden, davor scheut sie sich noch, noch hat sie Angst vor zu vielen Fehlern. «Mittlerweile stellen aber sowieso viele Schweizer schnell auf Hochdeutsch um.» Das habe wohl damit zu tun, dass die Deutschen besser angenommen seien als noch vor ein paar Jahren. «Es gibt ja hier auch immer mehr von ihnen – vielleicht schon zu viele.»

Peter Herzog: Von Dresden nach Giswil

In Deutschland stehen die Signale rechts, in der Schweiz links. Daran gewöhne man sich rasch. Aber auch sonst seien die beiden Eisenbahnsysteme recht unterschiedlich, erklärt Lokführer Peter Herzog. Er ist einer der vier Deutschen, die bei der Zentralbahn, welche die Strecken Luzern–Interlaken und Luzern–Engelberg bedient, im Führerstand sitzen. Kurz vor der Schallgrenze 50 wollte der Sachse nochmals seine Chancen ausloten, «und bei uns in Dresden war gerade viel die Rede von Personalabbau». Flucht nach vorne also. Und Abenteuerlust. Angestellt ist Herzog seit April 2005 bei der MEV Schweiz, einem Unternehmen, das für befristete Einsätze qualifiziertes Bahnpersonal vermittelt. Es gehört zu der in Hünenberg ZG domizilierten Railservices HSM Holding AG, die europaweit tätig ist. Mit der Liberalisierung des Schienennetzes gibt es kaum mehr Landesgrenzen. Aber Lohngefälle noch immer. Im Vergleich zu Ostdeutschland verdient Herzog im Monat einen Tausender mehr. Euro. Auf die DDR zurückblickend, meint er, als Eisenbahner seien sie eigentlich noch glimpflich davongekommen, während nach der Wende viele VEB, die legendären volkseigenen Betriebe, glatt

geschlossen worden seien und viele Menschen umsatteln mussten oder arbeitslos wurden.

Der 1-Meter-90-Mann arbeitete vor allem im Cargo-Bereich und hat Lokführerpatente für Deutschland, für Tschechien und jetzt auch für die Schweiz. Er absolvierte hier eine dreimonatige Ausbildung und legte eine praktische und theoretische Prüfung ab. Jetzt ist er Schmalspurlokführer – nicht im wertenden, sondern im wörtlichen Sinne: Die Zentralbahn hat 1000 Millimeter Spurbreite im Gegensatz zur Normalspur von 1435 Millimetern. Schmal sind Herzogs Einsätze tatsächlich. Wo Zahnradbetrieb herrscht, darf er nicht fahren, dafür müsste er eine weitere Zusatzausbildung machen. So fährt er im modernen Stadler Spatz oder in der 15-jährigen HGe 4/4 nur im Luzerner Nahbereich, auf der Brünigstrecke lediglich bis Giswil. In diesem Obwaldner Ort teilt er sich mit einem Kollegen eine möblierte Wohnung, die die MEV angemietet hat, «um ihren Mitarbeitern ein optimales Umfeld zu gewähren». Von hier aus erweitert er seinen Radius per Rad, das jetzt halt ein Velo ist. Fast immer nach der Arbeit dreht er eine Runde, nach Stans etwa oder an den Urnersee. Sein sportlicher Ehrgeiz kommt erst zur Ruhe, wenn er pro Jahr 5000 Kilometer in den Pedalen war.

«Entschuldigung.» Sein Handy dudelt. Es ist seine Frau in Dresden. Er ist zufrieden: «Die Zentralbahn hat es toll eingerichtet, dass wir Deutschen länger am Stück arbeiten können und dafür länger frei haben. So etwa nach drei Wochen kann ich für eine Woche nach Hause fahren.» Die Fernbeziehung habe Vor- und Nachteile. Da gehe manchmal schon ein Gedanke in die verkehrte Richtung, wenn man sich nicht sehe und nur höre. Es könne sich umgekehrt auch manches setzen und relativieren, was ansonsten schnell mal zum Problem auswachse. «Ach, es ist doch gar nicht so schlimm», man werde toleranter. Seine Partnerin hätte inzwischen ebenfalls die Möglichkeit, in der Schweiz zu arbeiten, in Zug, doch die jüngs-

te Tochter sei erst dreizehn, da könne man sie weder zurücklassen noch verpflanzen. Und wo Herzog landen wird, ist sowieso offen. Sein Einsatz bei der Zentralbahn wurde bisher in Vierteljahresschritten verlängert. Dass ihn die MEV irgendwo wieder platzieren kann, davon geht er aus, «die Branche ist voll im Wachsen und sowohl in- als auch ausländische Bahnunternehmen haben immer wieder Bedarf, in der Schweiz die SBB, die BLS, SOB, Thurbo». Solange es mit der monatlichen Heimfahrt klappt, ist er zufrieden.

Herzog ist Abenteuerer, Kosmopolit. Unterwegs zu sein, gehört zu ihm. Er, der lange nur hinter dem Eisernen Vorhang reisen konnte und es auch ausgiebig tat, hat nach der Wende mächtig aufgeholt und auch den Westen erobert. Er war in Alaska, ein paar Wochen in Peru, oft in Mexiko, schon in Nepal, er kennt Skandinavien gut, er hat an einem Fjord in Schweden sein Häuschen, nahe der Ostsee. Es ist ihm ganz angenehm, dass hier in der Schweiz vieles ruhiger geht als im Osten Deutschlands. Die Schweizer, findet er, überlegen etwas länger, sind beim Denken etwas langsamer, bestimmt aber in ihren Reaktionen beim Autofahren. Insgesamt sei die Atmosphäre zwischen den Menschen hier freundlicher. Er möchte es seinen sächsischen Landsleuten aber nicht verübeln. Man dürfe nicht vergessen, dass dort eine Arbeitslosigkeit von zehn, fünfzehn Prozent herrsche. Da komme Unbeschwertheit nicht so schnell auf. Zum hiesigen Lebensgefühl meint er: «Ich glaube, in die Deutschschweiz ist etwas eingeflossen von den beiden andern Sprachräumen, von der Impulsivität des Italienischen und von der Galanterie des Französischen. Das macht es so angenehm hier.» Herzog hat eine Art von «Trio-Syndrom» entdeckt. «Wenn ich auf einen Kollegen treffe, dann redet er eigentlich meistens in Hochdeutsch mit mir. Kommt dann ein Dritter hinzu, geht alles in Schwyzertütsch weiter.» Echt schweizerische Demokratie – die Mehrheit bestimmt. ■■



Peter Herzog, Lokführer bei der Zentralbahn.